

### Raum für Kontingenz schaffen

Von all seinen Zeitgenossen stand Spinoza Malebranche am nächsten. Wie Spinoza glaubte auch Malebranche, die Verbindung zwischen einer Ursache und ihrer Wirkung müsse notwendig sein. Er schrieb: „Eine wahre Ursache, wie ich sie verstehe, ist eine solche, bei der der Geist eine notwendige Verbindung zwischen ihr und ihren Wirkungen erkennt.“ (*R de V* 6.2, 3) Viele, die Humes Ausführungen zur Kausalität gelesen haben, glauben, dass es vor seiner Zeit eine einhellige philosophische Annahme war, es müsse eine notwendige Verbindung zwischen Ursache und Wirkung geben. Tatsächlich waren Spinoza und Malebranche jedoch insofern untypisch, als sie annahmen, das Folgen der Wirkung auf ihre Ursache stehe mit der logischen Folge eines Schlusses aus seinen Prämissen auf einer Stufe.

Thomas von Aquin hatte beispielsweise darauf bestanden, dass die Beziehung zu einer Ursache nicht Teil der Definition des Dinges ist, das verursacht wird. Er erwägt ein Argument, das den Anspruch erhebt zu beweisen, Dinge könnten ohne Ursache zu existieren beginnen. Sein Argument hat folgenden Wortlaut:

„Nichts verhindert, dass ein Ding ohne das angetroffen wird, was nicht zu seinem Begriff gehört, wie zum Beispiel ein Mann ohne Weiße. Doch die Beziehung des Verursachten zur Ursache scheint nicht Teil des Begriffs existierender Dinge zu sein: Denn sie können ohne diese verstanden werden. Daher können sie auch ohne diese existieren.“ (*ST* 1a, 44. 1)

Thomas von Aquin akzeptiert zwar nicht, dass Dinge ohne Ursache zu existieren beginnen können, im Untersatz des Arguments findet er jedoch keinen Fehler. Für Spinoza und Malebranche war die notwendige Verbindung zwischen Ursache und Wirkung hingegen tatsächlich eine begriffliche Verbindung. Indem sie dies zur Bedingung einer echten Kausalbeziehung machten, erkannten beide, dass sie dadurch die Suche nach Beispielen für echte Kausalbeziehungen erschwerten. Ansammlungen von Materie in Bewegung konnten keine echten Ursachen sein. Ein Körper konnte sich nicht selbst bewegen, denn der Begriff des Körpers enthielt nicht den Begriff der Bewegung, und kein Körper konnte einen anderen bewegen, denn es gab keine logische Beziehung zwischen der Bewegung in einem Körper und der Bewegung in einem

anderen. Spinoza und Malebranche gelangten daher beide zu dem Schluss, dass in der Welt der Körper nur eine einzige echte Ursache wirksam war, und das war Gott.

Malebranches Position war jedoch komplizierter als diejenige Spinozas. Für Spinoza war Gott die einzige Ursache, nicht nur in der Körperwelt, sondern im Universum als Ganzem (da für ihn Geist und Ausdehnung zwei Aspekte desselben Wesens waren). Darüber hinaus ist Gott für Spinoza nicht nur die einzige Ursache im Universum, sondern auch die einzige Substanz, und seine Existenz und seine Wirksamkeit sind ausnahmslos eine Sache logischer Notwendigkeit.

Malebranche lässt hingegen zu, dass es außer Gott und der materiellen Welt endliche Geister gibt: eigenständig handelnde Wesen mit einem gewissen Grad von Freiheit. Menschen sind beispielsweise in der Lage, ihre Gedanken und Wünsche in eine Richtung statt in eine andere zu lenken. Doch geschaffene Geister können keine Wirkungen innerhalb der Welt der Natur hervorbringen. Ich kann noch nicht einmal meinen eigenen Arm bewegen. Er bewegt sich zwar, wenn ich es will. Doch Malebranche zufolge bin ich nicht die natürliche Ursache dieser Bewegung, sondern lediglich ihre Gelegenheitsursache, d. h.: Mein innerer Willensakt stellt Gott die Gelegenheit bereit, die Bewegung meines Armes in der Außenwelt zu bewirken. Was für Teile meines Körpers gilt, gilt umso mehr für andere materielle Gegenstände: „Es liegt ein Widerspruch darin zu sagen, dass du deinen Sessel bewegen kannst [...] Keine Kraft kann ihn bewegen, wenn Gott ihn nicht bewegt, oder ihn an eine Stelle setzen, an die Gott ihn nicht setzt“ (EM 7, 15).

Für Malebranche gibt es daher, anders als bei Spinoza, Kontingenz im materiellen Universum, doch sie leitet sich lediglich aus der ewigen freien Entscheidung Gottes ab. Gott will – ohne irgendwelche Änderung oder zeitliche Folge – alles, was sich im Ablauf der Zeit ereignen wird. Er ist (anders als der Gott Spinozas) nicht gezwungen, den Ablauf der Geschichte der Natur zu wollen, doch außer ihm gibt es keine anderen kausal wirksamen Akteure, die Zufälligkeit in die materielle Welt einführen könnten.

Leibniz widersprach in diesem Punkt Malebranche und Spinoza: Um für göttliche und menschliche Freiheit Raum zu schaffen, wollte er im gesamten Universum Raum für Zufälligkeit schaffen. In der *Monadologie* unterscheidet Leibniz zwischen Vernunftwahrheiten und Tatsachenwahrheiten. Vernunftwahrheiten sind notwendig und ihr Gegenteil ist unmöglich. Vernunftwahrheiten werden durch eine logische Analyse erkannt, auf ähnliche Weise wie die Mathematiker aus Axiomen und Definitionen Lehrsätze ableiten. Ihre letzte Grundlage ist das Prinzip vom verbotenen Widerspruch. Tatsachenwahrheiten beruhen auf einem anderen Prinzip: dem Prinzip, dass nichts der Fall ist, ohne dass es einen zureichenden Grund dafür gibt, warum es – statt etwas anderem – der Fall sein sollte (G 6, 612f.).

Leibniz maß dem Prinzip des zureichenden Grundes, dass seine eigene Neuerung war, eine große Bedeutung bei. Es ist nicht unmittelbar einsichtig, wie man die Behauptung, dass Tatsachenwahrheiten kontingent sind, mit der Behauptung in Einklang bringen kann, dass sie auf dem Prinzip des zureichenden Grundes beruhen. Es

zeigt sich, dass die Konsistenz um den Preis eines neuen, minimalistischen Verständnisses von Kontingenz erkaufte ist.

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, dass Menschen über einige Eigenschaften verfügen, die notwendig sind, und andere, die zufällig sind. Antoine ist notwendigerweise ein Mensch, aber es ist eine Sache des Zufalls, ob er ein Junggeselle oder verheiratet ist. Auf diese Weise unterschieden die scholastischen Philosophen zwischen den wesentlichen und den akzidentellen Eigenschaften einer Substanz. Doch Leibniz sah diese Sache völlig anders. Er glaubte, dass jedes Prädikat, das von einem bestimmten Subjekt wahr ausgesagt werden konnte, auf irgendeine Weise Teil seines Wesens war, „sodass, wer den Begriff des Subjekts vollkommen verstünde, auch urteilen würde, dass das Prädikat zu ihm gehört“ (*D VIII*).

Betrachten wir die Geschichte Alexander des Großen, die aus einer Folge von Tatsachenwahrheiten besteht. Gott sieht, wenn der den Begriff des Individuums Alexander sieht, alle Prädikate darin enthalten, die wahr von ihm ausgesagt werden können: ob er Darius besiegt hat, ob er eines natürlichen Todes starb usw. Das Prädikat „siegreich über Darius“ muss in einem vollständigen und vollkommenen Begriff von Alexander enthalten sein. Eine Person, auf die dieses Prädikat nicht zuträfe, wäre nicht Alexander, sondern jemand anderes (*D VIII*).

Leibniz sagt uns, dass notwendige Wahrheiten, wie etwa die Wahrheiten der Geometrie und Arithmetik, analytisch sind: „Wenn eine Wahrheit notwendig ist, kann der Grund für sie durch Analyse gefunden werden, d. h., indem sie in einfachere Ideen und Wahrheiten zerlegt wird, bis die ursprünglichen erreicht sind.“ Als Beispiel dafür, wie hierbei vorzugehen ist, können wir uns Leibniz' Beweis des Satzes  $2 + 2 = 4$  ansehen. Wir beginnen mit drei Definitionen – (i)  $2 = 1 + 1$ ; (ii)  $3 = 2 + 1$ ; (iii)  $4 = 3 + 1$  – und dem Axiom, dass die Gleichheit erhalten bleibt, wenn Gleiches durch Gleiches ersetzt wird. Der Beweis sieht dann folgendermaßen aus:

$$\begin{aligned} 2 + 2 &= 2 + 1 + 1 \quad (\text{df i}) \\ &= 3 + 1 \quad (\text{df ii}) \\ &= 4 \quad (\text{df iii})^4 \end{aligned}$$

Tatsachenwahrheiten können nicht auf diese Weise bewiesen werden. Es scheint, dass Menschen sie nur durch empirische Untersuchungen entdecken können. Doch aus Leibniz' Erläuterung der Begriffe von Einzeldingen folgt, dass das Prädikat in jeder Aussage über Tatsachen im Subjekt versteckt enthalten ist. Daher sind Aussagen über Tatsachen in gewissem Sinne analytisch. Doch die Analyse, die erforderlich ist, um dies zu zeigen, wäre unendlich und könnte nur von Gott vollendet werden.

Sind Aussagen über Tatsachen aus der Sicht Gottes jedoch analytisch, wie können

4 Frege sollte später darauf hinweisen, dass der Beweis eine Lücke enthält: Leibniz hat stillschweigend angenommen, dass  $2 + (1 + 1) = (2 + 1) + 1$ , was davon abhängt, ob das Assoziativgesetz für die Addition gültig ist.

sie dann kontingent sein? Leibniz antwortet hierauf, dass der Beweis, dass ihre Prädikate in den Subjekten enthalten sind, „nicht so absolut ist, wie diejenigen über Zahlen und Geometrie, sondern dass er die Reihenfolge der Dinge voraussetzt, die Gott frei gewählt hat und die auf der ersten freien Verfügung Gottes beruht, deren Sinn stets darin besteht, dasjenige zu tun, was am vollkommendsten ist“ (*D XIII*). Diese Antwort enthält zwei Elemente: Erstens enthält der Begriff eines von Darius besiegtens Alexanders keinen inneren Widerspruch wie der Begriff eines vierseitigen Dreiecks. Zweitens ist die Aufnahme des Prädikats in den Begriff von Alexander das Ergebnis eines freien göttlichen Entschlusses, eine solche Person zu erschaffen. Gewiss: Hierdurch wird Alexanders Sieg in gewissem Sinne notwendig, jedoch nur in einem moralischen, nicht in einem metaphysischen Sinn. Gott kann zwar nur das Beste wählen, aber der Grund hierfür liegt in seinem Gutsein. Dies bedeutet nicht, dass seine Allmacht auf irgendeine Weise eingeschränkt ist (*T 367*).

Die Zufälligkeit, die sich hieraus ergibt, ist sehr eingeschränkt. Es ist nichts Zufälliges an den einzelnen Eigenschaften des historischen Alexanders und den Momenten seines Lebens. Was zufällig ist, ist die Existenz dieses bestimmten Alexanders mit seiner besonderen Geschichte im Gegensatz zu irgendeinem der anderen Alexander, die Gott hätte erschaffen können. Dies ist selbst aus der Sicht Gottes zufällig: Die einzig notwendige Existenz ist Gottes eigene Existenz.

Es ist klar, dass diesen Überlegungen eine bemerkenswerte Vorstellung von Identität zugrunde liegt. Wenn ich mir vorstelle, dass sich auf meinem Kinn nur ein zusätzliches Haar befindet, dann stelle ich mir Leibniz zufolge eine völlig andere Person vor. Leibniz hat sich mit der Logik der Identität ausführlich beschäftigt und zwei Prinzipien dazu aufgestellt. Das eine besagt, dass: Ist A mit B identisch, dann ist, was immer von A wahr ist, auch von B wahr, und was immer von B wahr ist, ist auch von A wahr. Das andere lautet: Wann immer, was von A wahr ist, auch von B wahr ist, und umgekehrt, ist A mit B identisch. Das erste Prinzip wurde, obwohl es als „Leibniz' Gesetz“ bezeichnet wird, vor und nach ihm von vielen Philosophen akzeptiert. Das zweite Prinzip, das normalerweise als Prinzip der Identität des Nichtzuunterscheidenden bezeichnet wird, galt immer als kontroverser: Es entspricht der Behauptung, dass keine zwei Einzeldinge sämtliche Eigenschaften gemeinsam haben. Leibniz selbst bezeichnete die These, als er in der *Metaphysischen Abhandlung* (IX) behauptete, es sei unmöglich, dass sich zwei Substanzen vollkommen gleichen und sich nur numerisch voneinander unterscheiden, als „ein bemerkenswertes Paradox“.

Er konnte sich zur Unterstützung seiner These allerdings auf Autoritäten berufen. Scholastische Aristoteliker hatten die Auffassung vertreten, das Prinzip der Individuation, das heißt dasjenige, was ein Individuum von einem anderen unterscheidet, sei die Materie. Zwei Erbsen, wie sehr sie sich auch gleichen mochten, waren zwei Erbsen und nicht eine, weil sie aus zwei verschiedenen Ansammlungen von Materie bestanden.<sup>5</sup> Dementsprechend hatten Denker wie Thomas von Aquin behauptet,

5 Vgl. Band II, 209 ff.



Leibniz gibt ein Beispiel für die Identität des Nichtzuunterscheidenden, indem er den Hofdamen zeigt, dass keine zwei Blätter sich exakt gleichen.

dass es – wenn es immaterielle Substanzen, wie etwa Engel, gab – nur eine von jeder Art geben könne, da es in diesem Fall keine Materie gab, die ein Exemplar einer Art von einem anderen unterscheiden könnte. Leibniz' Lehre über die Begriffe von Einzeldingen zwang ihn dazu, dies zu verallgemeinern: Alle Substanzen, nicht nur Thomas' Engel, waren einzigartige Exemplare ihrer Art. Er behauptete, dass Gott, gäbe es in der Natur zwei nicht voneinander zu unterscheidende Dinge, ohne zureichenden Grund handeln würde, wenn er das eine anders behandelte als das andere (G VII. 393).

Ist das Prinzip der Identität des Nichtzuunterscheidenden selbst notwendig oder zufällig? Leibniz scheint sich in dieser Frage nicht festgelegt zu haben. Da er sich zu seiner Begründung auf das Prinzip des zureichenden Grundes beruft, nicht auf dasjenige vom verbotenen Widerspruch, scheint es zufällig zu sein, und in einem Brief schrieb er, es sei möglich, sich zwei ununterscheidbare Substanzen vorzustellen, obwohl es falsch sei anzunehmen, dass sie existieren (G VII. 394). In seinen *Neuen Untersuchungen* sagt er jedoch: Wenn zwei Individuen sich vollkommen ähnlich und nicht voneinander zu unterscheiden wären, gäbe es keinen Unterschied zwischen ihnen, und er zieht hieraus die Schlussfolgerung, dass die Atomtheorie falsch sein muss. Es genüge nicht zu sagen, ein Atom existiere zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort als ein anderes: Es müsse ein inneres Prinzip der Unterscheidung geben, da es ansonsten nur ein, nicht zwei Atome geben würde.